

Die Faszination für die alte Nagelfabrik Winterthur ist ungebrochen. Jahr für Jahr besuchen tausende von Interessierten den Schaubetrieb mit den historischen Maschinen. Die «Nagli» dient als Katalysator für nostalgische Gefühle in einer Stadt, die sich innert weniger Jahre von einem Industriestandort zu einem Dienstleistungszentrum wandeln musste. Der Schaubetrieb erinnert an die Epoche, welche Winterthur gross gemacht hat. Doch um weiter zu bestehen, braucht die «Nagli» dringend Geld.

Den Nagel auf den Kopf getroffen.

Samstagvormittag beim Bahnhof Grütze: Vor einem unscheinbaren, eingeschossigen Flachdachbau haben sich rund 100 Personen versammelt. Eine erstaunliche Zahl, wenn man bedenkt, dass es hier heute nichts gratis gibt, sondern nur eine alte Nagelfabrik zu besichtigen. Eine erstaunliche Zahl auch, wenn man weiss, dass heute Vormittag bereits eine erste Führung stattgefunden hat. Das Publikum ist bunt gemischt, allerdings fallen die vielen untersetzten, bärtigen Männer auf. Viele von ihnen wohl ehemalige Industrie-Büezer auf einer nostalgischen Reise in die Vergangenheit. Geduldig warten die Besucher auf Einlass, zahlen dann die 12 Franken Eintrittsgebühr. Die ehemalige Spedition, wo die Führung beginnt, ist zu klein für alle, einige müssen in den Gang ausweichen. Was ist es, was alle diese Menschen an einem Samstagmorgen in die Grütze führt? Interesse an der Technik? Wohl auch. Vermutlich aber vor allem Sehnsucht nach alten Zeiten, als Winterthur noch kein «urbanes Dienstleistungszentrum» war, sondern eine stolze Industriestadt.

Einen Nagel pro Sekunde.

Die Nagelfabrik Winterthur, vulgo «Nagli», entstand 1895 im Auftrag von Heinrich Sulzer. Logistisch geschickt wurde die Fabrik unmittelbar neben dem Bahnhof Grütze erbaut. Vor der Industrialisierung wurden Nägel von Schmieden hergestellt. Ein wackerer Handwerker schaffte einen pro Minute. Eine Stiftschlagmaschine in der damals neuen Fabrik einen pro Sekunde. So wurde die Nagelfabrik Winterthur zu einem Pionierbetrieb der industriellen Nagelherstellung. Von den sieben Nagelfabriken, die es 1970 in der Schweiz noch gab, war die Schweizerische Nagelfabrik in Winterthur mit einem kartellmässig festgelegten Produktionsanteil von 3,5 Prozent die kleinste. Doch die «Nagli» ist die einzige Nagelfabrik der Schweiz, die bis heute überlebt hat. 1999 sollten im damals noch rein profitorientierten Betrieb die ältesten Maschinen durch neue ersetzt werden. Der Winterthurer Industriehistoriker Hans-Peter Bärtschi



konnte jedoch verhindern, dass die historisch bedeutsamen Anlagen verloren gingen. Zwischen 2000 und 2004 wurden die Maschinen restauriert und für einen Schaubetrieb präpariert. Heute beherbergt das Fabrikgebäude in der Grüze zwei sich ergänzende und koexistierende Institutionen: zum einen die «Nagli», ein musealer Schaubetrieb, zum anderen die nach wie vor sich im freien Markt behauptende Schweizerische Nagelfabrik AG Winterthur. Letztere befindet sich im Besitz des Familienunternehmers Heinz Gratwohl und produziert als letzte Firma in der Schweiz Nägel fürs In- und Ausland. Dies geschieht in den neueren Fabrikhallen, welche an die ursprüngliche Fabrik angebaut wurden. Die Firma beschäftigt zehn Mitarbeiter und bildet auch Lehrlinge aus. Sie produziert vor allem qualitativ hochwertige Nägel für einen Palettenproduzenten in Deutschland.

Nur schauen, nicht anfassen.

Heute Samstag hat es so viele Besuchende, dass sie in drei Gruppen aufgeteilt werden müssen. Besichtigt werden die alte und neue Spedition sowie die drei Fabrikhallen mit historischen und neueren Maschinen. Höhepunkt ist die Halle mit den Drahtstiftmaschinen, Putzmaschinen und Transmissionsystemen aus der Gründerzeit. Es sind vermutlich die letzten betriebsfähig erhaltenen 100-jährigen Gruppenantriebssysteme mit Werkzeugmaschinen in der Schweiz. Der Führer Heiner Zumbrunn ermahnt die Besucher, die Maschinen ja nicht anzufassen. Dann verteilt er Schutzbrillen und Ohrpfropfen. Denn die Maschinen machen einen Höllenlärm. Allerdings sei die älteste Halle in Sachen Akustik interessanterweise viel geschickter gebaut worden als die beiden neueren, erzählt Zumbrunn. Man wisse allerdings nicht, ob das Absicht oder Zufall gewesen sei. Heute setze man eher auf leistungsstarken Gehörschutz, aber dieser nütze wenig gegen die Schallwellen, welche permanent auf den Körper eines Arbeiters einwirken. Heutige Maschinen werden aus Sicherheitsgründen meist verschalt und abgedeckt, so dass man das Getriebe und den Mechanismus nicht sieht. Nicht so in der alten Fabrikhalle der «Nagli». Hier

sind die Maschinen offen, so dass die einzelnen Arbeitsschritte und die Mechanik sichtbar sind. Hier ist Technologie auch für den Laien nachvollziehbar, was im Zeitalter von iPod und Nats mit Wap-Technologie eher selten ist. Grundsätzlich werden Nägel heute gleich hergestellt wie früher, nur die Maschinen wurden leistungsfähiger und sicherer. Angeliefert wird der Rohstoff für Nägel als Drahtrollen. Fachleute sprechen deshalb auch nicht von Nägeln, sondern von «Drahtstiften». In einem ersten Arbeitsschritt wird der gekrümmte Draht maschinell begradigt. Dann wird der Draht in der gewünschten Länge zugeschnitten. Ein automatischer Hammer schlägt auf das eine Ende des Drahts ein, so entsteht der Kopf des Nagels. Anschliessend wird das andere Ende spitzig zugeschnitten. Fertig ist der Nagel. All diese Abläufe geschehen innert weniger Zehntelsekunden. Dementsprechend sind frisch produzierte Nägel durch all die Reibung ganz heiss. In der «Nagli» werden 200 verschiedene Nagelarten produziert. Der grösste heisst Zimmermannsnagel und ist 32 Zentimeter lang. Der kleinste Nagel ist nur 1 Zentimeter lang, er wird vor allem von Modelleisenbahnbauern verwendet. Nach ihrer Produktion sind die Nägel verschmutzt. Viele Nagelfabriken im Ausland liefern die Drahtstifte so aus. Aber die Schweizerische Nagelfabrik säubert sie in einer Mischung aus Sägemehl und Petrol. Die so gereinigten Nägel sind speziell für die industrielle Fertigung geeignet.

Wohlstand dank Industrie.

In der alten Fabrikhalle beginnen einige Teilnehmer der Besichtigung untereinander zu fachsimpeln. In den Diskussionen der ehemaligen und aktuellen Buezer spürt man eine tiefe Faszination für die Mechanik, welche nach all den Jahrzehnten immer noch tadellos funktioniert. Der heutige Wohlstand wurde durch die Industrie geschaffen: Was für die Schweiz im Allgemeinen gilt, gilt für Winterthur im Besonderen. Doch in den letzten 40 Jahren hat die Branche ihre herausragende Rolle in Wirtschaft und Alltagsleben eingebüsst. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit haben alte Industrieanlagen aber noch nicht den Status von er-

haltungswerten historischen Gütern erlangt. Landläufig stellt man sich darunter eher eine Burg oder ein Amphitheater vor. Die Ästhetik einer alten Fabrik erschliesst sich – wie am Beispiel der «Nagli» deutlich wird – oft erst auf den zweiten Blick. Zudem scheinen die Industrieanlagen vielen Personen und Ämtern intuitiv zu wenig alt, um wirklich von Bedeutung zu sein. Das Problem dabei: Wenn die Industrieanlagen nicht jetzt erhalten, restauriert und gepflegt werden, gehen sie für nachfolgende Generationen unwiederbringlich verloren. Dass es zumindest in Winterthur ein breites Bedürfnis gibt, alte Industrieanlagen zu erhalten, wird durch die eindrücklichen Besucherzahlen belegt: In den letzten Jahren besuchten jeweils zwischen 1300 und 4600 Personen den Schaubetrieb beim Bahnhof Grüze.

Abrissobjekt oder Kultur?

Hans-Peter Bärtschi muss gemeinsam mit Pascal Troller, der sich auf die Mittelbeschaffung für erhaltenswerte Industriekulturgüter spezialisiert hat, permanent dafür kämpfen, dass veraltete Anlagen wie eben die «Nagli» nicht als Abrissobjekte, sondern als Kulturgüter eingestuft werden. Dies macht natürlich die Finanzierung zu einer Herausforderung: Die ersten fünf Jahre deckte Hans-Peter Bärtschi das Unterhaltsdefizit des Schaubetriebs «Nagli» selber. Nach intensiven Verhandlungen sicherten dann einige Institutionen wie die Baudirektion des Kantons oder der Lotteriefonds ihre Unterstützung zu, so dass der Betrieb der Nagli als Schaubetrieb bis 2010 gesichert ist. Aktuell sind Pascal Troller und Hanspeter Bärtschi wieder auf der Suche nach Investoren, damit der Schaubetrieb über 2010 hinaus für die Nachwelt erhalten werden kann. Denn Bärtschi hat grosse Pläne mit der «Nagli»: Bis 2010 soll der Besucherrundgang durch die Präsentation industriegeschichtlicher Hintergrundinformation erweitert werden. Vorgesehen sind die museumsdidaktische Einrichtung der Fabrikhalle, eine industriegeschichtliche Dauerausstellung und eine kleine Wechselausstellung. Bis 2030 sollen ein Empfangsbereich mit Ausstellung und Filmvorführung und ein Aktivitätsraum entstehen. **Benjamin Shuler.**

Bärtschi:

«Hans-Peter Bärtschi hätte es leichter haben können in seinem Leben.» Das sagte Stapi Ernst Wohlwend anlässlich einer Ehrung über den kämpferischen Initianten des Schaubetriebs «Nagli». Seit 20 Jahren kämpft der Architekt und Historiker für den **Erhalt von industriellem Kulturgut.** Beispielsweise 1989 gegen den geplanten Totalabbruch der Maschinenfabriken Sulzer oder 1994 für die Erhaltung der Maschinenammlung im Technorama. Er gründete die Stiftung «Arias Industriekultur», welche sich der Förderung von Industriekulturprojekten verschrieben hat und publizierte auch globalisierungskritische Schriften wie «Der endliche Fortschritt» oder «Kilometer Null – vom Auf- und Abbau der industriellen Schweiz». **bsh.**